

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 15.

Montag, den 19. Januar.

1925.

Die Schicksalsstunde.

(30. Fortsetzung.)

Roman von Marie Bernhard.

(Nachdruck verboten.)

„Wenn die Menschen doch das um Gotteswillen nur lassen möchten!“ bemerkte Peter gegen Eugen Förster, mit dem er zusammen durch den Park schlenderte. „Zwei so einzigartige Wesen soll man doch nicht immerzu in Parallele setzen — was kommt schließlich dabei heraus?“

„Nichts! Du hast recht!“ Eugen blieb stehen und trocknete sich die Stirn. „Weiß der Kukud, was das mit mir ist! So schlapp und müde fühl' ich mich, wie geschlagen! Ich sag' es keinem als dir — die kleine Mutter bekommt es sonst gleich mit der Angst —, aber ein abscheulicher Zustand ist das!“

„Es wird das Gewitter sein, das dir in den Gliedern steckt.“

„Glaubst du? Ich habe unterwegs zahllose Gewitterstimmungen mitgemacht, und sie konnten mir nichts anhaben. Es ist, als ob mein Blut unaufhaltbar zu kochen anfängt — ich wollte, ich wäre erst hundert Meilen weit fort.“

„Du gehst nach München zurück?“

„Ach, ich weiß noch nicht! Doch wohl! Wenn ich da aber keine Ruhe und Arbeitslust finde, dann — was meinst du, Peter, gehen wir zur See hinunter?“

„Ich möchte schon, aber als Haussohn bin ich eigentlich verpflichtet, bei der Gesellschaft zu bleiben.“

„Die zerstreut sich ohnehin nach allen Richtungen — überall zugleich könntest du doch nicht sein. Tu' mir den Gefallen — ja? Mir tut deine Gegenwart gut — du bohrst nicht unaufhörlich mit allerhand Fragen und Kunstgegnständen an mir herum.“

„Nein, ich bohre nicht.“ Peter hatte ein etwas mühsames Lächeln. Er hätte am liebsten hinzugelegt: Ich habe genug mit mir zu tun! Aber er schwieg. Wie er von der Seite her auf Eugen sah, erschrak er; dessen Gesicht war düster wie der Gewitterhimmel. Ein zerquälter Zustand stand auf seiner Stirn, die sonst so kühn und lebensfroh blickenden Augen brannten in unruhigem Flackerfeuer, der Mund zuckte auch im Schweigen, wie wenn viele unausgesprochene Worte ihn hin- und herzerrien.

Peter Burkardt hielt nichts von dem sogenannten „Ausprechen“; ihm selbst war es kein Bedürfnis, er mochte auch andere nicht dazu ermutigen. Schweigend schritten die beiden einen sanft abfallenden Weg, der zum Meere führte. Zu beiden Seiten stand dichtes Haselnußgesträuch, die schlanken Gerten bogen sich zu einander hin und streiften den Wanderern die Köpfe.

„Weißt du noch?“ begann Peter lächelnd. „Dies ist unser alter Indianerpfad. Ein paarmal hattest du uns beredet, uns nackt auszuziehen und hattest uns tätowiert, aber die beiderseitigen Mütter hatten wenig Sinn für diese realistische Auffassung.“ Eugen nickte zerstreut, er antwortete nicht. Sie hatten den Rückgang inzwischen verlassen und waren ans Meer gekommen. Es trug seine Wellen rasch ans Ufer, wie wenn eine geheime Unruhe in ihm wühlte. Über der rasch sich aufsträuselnden Brandung tanzte es wie große weiße Schaumflocken in der Luft — die Möwen jagten sich dort und stießen oft mit einem schrillen Schrei hinab, um ihre Beute zu haschen. Dann streifte ihr Kittia den Wellenkamm und es sprühte

silbern daraus hervor. Der Horizont war jetzt ganz von rasch sich heranwälzenden Wolkenzügen umlagert — vom dunkelsten Blau bis zum tiefsten Schwarz, und diese ganz schwarzen Wolken zeigten grell abgezeichnete schwefelgelbe Ränder — der letzte Überrest der Sonne —, die sich ganz und gar jetzt hinter den finsternen Ballen verschaukelte hatte. Am Horizont war die See rabenschwarz, es gab einen schönen, unheimlich wirkenden Anblick.

Dort rechts, wo am Saume des Gehölzes eine sandige Erhöhung war, wo etwas Kieferngestrüpp und Wacholder wuchsen und man eine weite Umschau halten konnte, stand eine weibliche Gestalt — weißgekleidet — regungslos, und sah unverwandt auf das Meer.

Lydia! Sie packte gut hierher zu diesem drohenden Himmel, zu diesem aufgewühlten Meer, zu diesen unstill fliegenden Möwen. Es war nichts von Poje an ihr, auch sah ihr Gesicht nicht traurig aus — sie gehörte einfach in dieses Bild hinein, das empfand Peter, das empfand auch Eugen.

„Ich denke, wir melden uns nicht — wir lassen sie allein — wir könnten sie stören!“ meinte Peter mit halber Stimme.

„Du doch nicht!“ sagte Eugen mit besonderer Betonung.

„Warum ich nicht?“ Es klang sehr verwundert.

„Du weißt doch, daß du ihr Schicksal bist!“

„Ich?“ Das klang noch viel erstaunter. „Woher willst du das wissen?“

„Das hat sie mir selbst gesagt. Die entscheidende Wendung in ihrem Leben hast du herbeigeführt.“

„Wenn man es so nehmen will!“ Peter hob die Achseln. „Ohne die Liberalität und die schwerwiegende Mithilfe meiner Mutter hätten wir doch nichts erreicht.“

„Ist dir Lydia eigentlich sympathisch?“

Peter zögerte mit der Antwort.

„Das — das möchte ich eigentlich nicht sagen.“ Es klang so, als gebe er ungern hierüber Auskunft. „Ich habe es mir oft klar zu machen gesucht, woran das liegt, und ich meine, es müsse ein Manko in dem sein, was ich weibliches Empfinden nenne. Lydia ist mir zu unpersönlich, sie ist nur für ihre Kunst zu haben, man wird nicht warm mit ihr.“

Eugen schwieg. Er mußte denken: „Du, mein lieber Peter, könntest sie so warm haben, wie du nur wolltest, das hinge nur von dir ab.“

Er sprach seinen Gedanken aber nicht aus, er hatte ihn in der nächsten Minute schon wieder vergessen. Sein eigenes Innenleben war so stark angespannt, daß kein anderes dauerndes Interesse daneben aufkam.

Schweigend standen die Freunde beinander. Regungslos stand drüben Lydia, ohne die beiden Männer gewahr zu werden. Jeder von ihnen schaute nach innen, trachtete, mit dem fertig zu werden, was ihn so ganz in Anspruch nahm. Die Außenwelt war für sie versunken.

Aber die Natur sorgte dafür, daß dies nicht zu lange währte. Die aufgetürmten Wolken drüben am

Horizont gerieten in raschere Bewegung, sie fingen an zu treiben und zu jagen. In der See begann es zu brodeln und zu kochen, die Wellen hoben sich wie bäumende Rösse und kamen in überstürztem Lauf zum Ufer — sie schlangen übereinander weg und warfen sich in schäumendem Gischt an die Küste. Ein hohles Säusen war in der Luft, es kam rasch näher und wurde zum gewaltig anstürmenden Orgelton, der die Einsamkeit des Sturmes einleitete.

Peter faßte Eugens Arm. „Sieh“, sagte er.

Es war, als griffe eine ungeheure Hand von oben her in das Meer hinein und riß eine riesige Wasserfäule aus der Tiefe empor. Die Säule kam daher, gewandelt wie ein furchtbarer Schrecken; höher stieg sie, höher, jetzt mit einem unheimlichen Zischen senkte sie sich und fiel mit donnerndem Knall in die See, die sich hoch aufbäumte wie in Entsetzen und dann ein Toben und Rausen begann, als sollte der Schoß der Erde bersten.

Die Bäume am Ufer warfen sich wie in Verzweiflung hin und her — ein Splintern und Brechen, ein Knacken und Stürzen begann rund umher. Wie durcheinander gewirbelte Schneeflocken taumelten die Möwen durch die immer dunkler werdende Luft. Kaum konnten die beiden kraftvollen jungen Männer sich auf den Füßen erhalten — sie mußten sich fest aneinander klammern, um von dem wütenden Orkan nicht umgerissen zu werden. Dabei beherrschte sie jetzt beide ein und derselbe Gedanke.

„Lydia!“ schrie Eugen dem Freunde ins Ohr. „Wir wollen ihr helfen!“

Peter nickte als Antwort. Hin- und hertaumelnd wie Trunkene — fallend — stürzend — sich wieder aufraffend — anprallend gegen Bäume — über Wurzelgeflechte stolpernd, kamen sie mühsam Schritt für Schritt vorwärts. Der ganze Strand, breit, wie er war, wurde von den heranstürzenden Brandungswellen bis an den Saum des Gehölzes überspült, man mußte acht geben, nicht mitgerissen zu werden. Der aufgewirbelte Sand peitschte wie mit Ruten das Gesicht, er blendete den Blick — die beiden Männer hatten die Richtung verloren.

„Lydia! Wo war Lydia?“

Keuchend rangen sie sich weiter. Einmal riß Eugen mit starkem Arm Peter empor, der über einen gestürzten Baum zu fallen drohte. Unmöglich, sich verständlich zu machen, zu hören! Lydia — wo war Lydia? Eugen wischte sich Wasser und Sand aus den Augen — da, zwischen den Stämmen — schimmerte dort nicht etwas Weißes? Er schob Peter nach rechts, er klammerte sich an eine starke Kiefer und versuchte Atem zu schöpfen.

Da — wieder das Weiße — hingestreckt am Boden. Und schon ist Peter zur Stelle, bückt sich, reißt das weiße Etwas in seinen Armen enger und taumelt weiter.

„Laß mich!“ ruft ihm Eugen zu.

Aber Peter schüttelt den Kopf. Nur ein Duzend Schritte tiefer ins Gehölz hinein — da wieder ein gestürzter Baum, quer über den schmalen Fußpfad geworfen, der hier entlang führt — eine schöne, schlanke Birke. Auf dem weiß wie Atlas schimmernden Stamm läßt Peter sich nieder mit seiner Last, denn er kann nicht weiter, die Knie zittern ihm, die Kräfte versagen, und so bettet er Lydias Kopf an seine Brust, die in schweren Stößen nach Luft ringt, und wartet ab. Neben ihm steht Eugen, an die knorrige Kiefer gelehnt, mit beiden Händen den riesigen Stamm umklammernd, den Körper so gedreht, daß er für Peter etwas Deckung vor dem wütend daherkommenden Sturm bietet. Ob Lydia bewußtlos ist?

Nein! Sie ist es keinen Augenblick gewesen. Freiwillig, da sie dem rasenden Anprall des Sturmes doch nicht widerstehen konnte, hat sie sich zur Erde niedergeworfen, hat sich an einem Wurzelgeflecht festgehalten, so gut es eben gehen wollte, das Gesicht tief zur Erde gebeugt, und hat das Toben der Elemente um sich her mit einer Art wilder Freude vernommen. Keine Spur von Angst ist in ihr — Katastrophe ist sie! Was kommen soll, das kommt!

(Fortsetzung folgt.)

Versunkene Kulturen.

Von Prof. Dr. Alfred Diebers.

Der Turm von Babylon. — Die älteste Stadt der Welt. — Eine Totenstadt. — Im Reich der Inkas. — Rätsel und Wunder in Mexiko.

Es war im Frühjahr 1924, als englische Blätter die Welt mit der Meldung überraschten, daß bei Ausgrabungen auf der Stelle der alten Chaldaerstadt Ur der Turm von Babel entdeckt und freigelegt worden sei. Der Turm, der (nach einer alten Beschreibung Herodots) aus acht aufeinanderstehenden, sich nach oben verjüngenden Türmen bestand und so gewissermaßen terrassenartig in die Höhe strebte, ragt jetzt als ein gewaltiger Ziegelbau empor und ist unbestritten das großartigste Wahrzeichen der versunkenen Kultur Mesopotamiens. Von den riesigen Ausmaßen des Turmes, der rechteckig errichtet wurde, kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Länge 195 Fuß und die Breite 150 Fuß beträgt. Der bis heute erhaltene Turmturm hat eine Höhe von etwa 60 Fuß und die unterste Terrasse wurde unter dem König Sargon im Jahre 2350 vor Christi Geburt zu bauen begonnen, während der obere Teil des Baues etwa 1800 Jahre später (535 v. Chr.) fertiggestellt wurde. An diesem Turm, der von kühnen, hochmütigen Menschen für die Ewigkeit gedacht war und jetzt trümmerhaft ausgegraben wurde, haben einst im Lauf der Zeiten Hunderttausende von Menschen gebaut: vielleicht unter dem Nachwort ihrer Könige, vielleicht auch begeistert und angetrieben von der gewaltigen Idee, der Gottheit ein Symbol zu errichten, das Himmel und Erde vereint. Jedenfalls sehen wir heute Lebenden mit Ergriffenheit auf diese gigantischen Reste einer riesenhaften Kultur, die unter dem zermalmenden Schritt der Jahrtausende versank.

Die umfassenden Ausgrabungsarbeiten in Mesopotamien, die in den letzten Jahren von Engländern und Amerikanern unternommen wurden, haben übrigens zu der Entdeckung geführt, daß die Ruinen von Babel, die sich etwa zwei Meilen östlich von Babylon befinden, vermutlich die älteste Stadt der Welt darstellen. Man hat auf dem Ruinenfeld die Reste dreier Tempel mit angelegten Türmen, die Mauern eines Palastes, dessen Ziegelmauerwerk nach der Datierung (Angabe des Königsnamens) aus dem Jahre 3400 v. Chr. stammt, während andere Trümmer, die man etwa sieben Meter unter diesem Ziegelmauerwerk fand, sogar bis auf das Jahr 5000 v. Chr. zurückdatiert werden können. Die Ausgrabungen in Babel haben übrigens eine ganze Tonfabel-Bibliothek zutage gefördert, die allerdings erst zum Teil entziffert werden konnte.

Unweit von Ur, dem Geburtsort Abrahams (am Persischen Golf) hat man übrigens, und zwar in Tel-el-Obeid, die älteste Totenstadt Mesopotamiens entdeckt, deren Gräber sieben tausend Jahre alt sind, d. h. bis ins fünfte Jahrtausend v. Chr. zurückreichen. In den Gräbern fand man irdene Töpfe und Gefäße aus gekümmertem Kupfer (1), ein Umstand, der von der außerordentlichen Höhe der sumerischen Kultur Zeugnis ablegt.

Eine der wundervollsten Kulturen der Vergangenheit offenbart uns das Reich der Inkas in Peru, das leider von der Goldgräber des Abendlandes vernichtet wurde. Dieses Reich der Inkas war ein Sozialstaat, der bereits vor über fünfhundert Jahren Einrichtungen besaß, die wir heute noch immer erst erstreben. Faulheit war strafbar. Es bestand eine allgemeine Wehrpflicht, die Sicherheit, sowie Nahrungs- und Schutz gegen Not gewährte. Aber ganz abgesehen von diesen allgemeinen Verhältnissen deuten die Bauwerke auf eine Kultur von unvergleichlicher Ausdruckskraft. Unter den zahllosen gewaltigen Bauten der Hauptstadt des Inka-Reiches — sie hieß Kuzko — ragte vor allem der Sonnen Tempel hervor, das Hauptheiligtum des Landes. In der großen Halle, die der Sonnengöttin geweiht war, bestanden die Wände aus goldenen Platten, und auf goldenen Sesseln lagen an den Wänden die Mumien der verstorbenen Könige. In der zweiten Halle (die war der Mondgöttin geweiht) bestanden die Wände aus Silber, während rings an den Wänden auf silbernen Sesseln die Mumien der Königinnen throneten. In einem der vielen Tempelhöfe sah man eines der kühnsten Wunder: den goldenen Garten, dessen Blumen, Büsche und Bäume aus edlem Metall gebildet waren und auf deren Ästen goldene Vögel, sowie Käfer und Schmetterlinge lagen, deren Flügel mit Edelsteinen wie überlät erschienen. Dazwischen aber blühten natürliche Pflanzen, die ihr Wasser aus goldenen Brunnen zuweilen erhielten. Dies alles und das Kloster der 3000 Sonnenjungfrauen fiel der Vernichtung anheim, als die Spanier im Jahre 1533 die Hauptstadt überwarfen, die Tempel plünderten und niederrißen und der damals herrschende Inka Manko die Stadt, um weitere Schändungen zu verhindern, anzünden ließ, so daß nichts gerettet werden konnte. Unerlebbares Verfall. Ein ganzes Kulturreich ging zugrunde. Nur einige Trümmer zeugen jetzt noch von den Stätten der Inka-Kultur, die von dem Vandalismus spanischer Abenteurer in kürzester Zeit nahezu restlos vernichtet wurden.

Und nun noch ein Blick in die Vorgesichte Mexikos, jenes Landes, das ein Zukunftsbild der jungen Archäologen-Generation geworden ist, nachdem die alte Welt kaum noch nennenswerte Funde verspricht. Obwohl die fortwährenden politischen Unruhen und die Unsicherheit des Landes vorläufig noch eine großzügige Durchforschung erschweren, ist es dennoch

gefunden, mehrere Städte des alten, versunkenen Maya-Reiches aufzufinden. Etwa 50 Kilometer von der Hauptstadt von Mexiko entfernt liegt z. B. die vorzeichnliche Stadt Teotihuacan, die noch immer erst ganz oberflächlich erforscht ist und mit ihren Sonnen- und Mond-Pyramiden dem Besucher eine Fülle von Rätseln und Wundern darbietet. Man schätzt das Alter dieser Stadt auf etwa 3000 Jahre. Aber diese Stadt wurde auf den Ruinen einer anderen Stadt erbaut, deren Alter bisher jedoch noch nicht ermittelt werden konnte. Man glaubt aber, daß die Kultur dieses Landes viel weiter zurückreicht als die Geschichte der Ägypter. Spuren des alten Maya-Reiches sind auch in British-Honduras (wo man im dichtesten Urwald eine riesige Pyramide fand) und auf der Halbinsel Yucatan gefunden worden. Auf Yucatan lag einst eine Stadt von gewaltiger Ausdehnung, sie hieß Chichen-Itza, und man ist jetzt eben dabei, die Gegend der „tausend Säulen“ freizulegen, sowie Pyramiden und Tempel auszuheben. Die Häuser vom einstigen Chichen-Itza dürfte man wohl kaum mehr finden, da der Tropenwald sie längst überwuchert und begraben hat.

Osten oder Westen: überall das gleiche Schicksal. Völker steigen aus dem Dunkel empor, entfalten ihre Kräfte und kehren ins Dunkel zurück. Es ist Lebensarbeit und erbarungsloser Schicksalswille, daß keine Kulturreiche ins Endlose und Unermeßliche wachst. Dem Aufstieg folgt irgendwann Entkräftigung und Niedergang. Wir wühlen im Schutt der versunkenen Jahrtausende und heben die zerfallenen Ruinen ans Licht: dumpf fühlend, daß diese Friedhöfe alter Kulturen uns an unser eigenes Schicksal mahnen, das uns erwartet, wenn unser Aufgabentrieb geschoßen und unser Wert vollendet ist. Was können wir tun? Nichts anderes, als das, was wir als Pflicht erkennen. Wir stehen staunend vor den Pyramiden der Ägypter und vor den Ruinen des Maya-Reiches. Wird einst, in späteren fünftausend Jahren, die Nachwelt mit gleicher Andacht vor den Trümmern unserer Werke stehen? Lasse rieselt im Stundensaal der Ewigkeit der Sand, und die Jahrtausende fallen wie Schollen auf weitem Ackerfeld, das der Pflug durchwühlt, um den Boden bereit zu machen für neue Saat und neue Ernte.

Vom Geheimnis eines gefunden und langen Lebens.

Eine statistische Geschichte von Fritz Müller.

Als ich dreizehn Jahre alt war, fiel mir die erste Statistik in die Hände. Die „Verheirateten“, hieß es da, leben durchschnittlich 10,5 Jahre länger als die Unverheirateten. Eine Menge Gründe waren dafür angegeben. Sie leuchteten mir ein. Und ich notierte mir die Zahl. Später las ich in einer Zeitschrift „Anti-Nikotina“: „Statistische Untersuchungen haben dargelegt, daß Nichtraucher 12,3 Jahre länger leben als die Raucher.“

Mein Onkel, der wie ein Schlot paffte, las es auch und brummte: „Geht den Fall, einer, welcher nie geraucht hat, liegt mit 83 Jahren auf dem Sterbebette. Welches Mittel gibt es nun, um festzustellen, daß er als Raucher höchstens 71 Jahre alt geworden wäre, he?“

„Onkel, die Statistik zeigt, daß —“
„Laß mich aus mit deiner Statistik! Kann der Nichtraucher etwa sein Leben probeweise rückwärtsrauchen, um die Differenz zu kriegen, he?“ Man steht, mein Onkel war nicht für Statistik.

Als ich mich versichern wollte, sagte der Agent, die Prämien seien für totale Abstinenz kleiner. „Warum denn das?“ — „Sehr einfach“, sagte er, und zieht ein statistisches Projektil aus der Tasche, „lesen Sie hier selber, daß Abstinenzler 9,7 Jahre länger leben als andere Menschen.“ — „Um, leider kann ich keinen Anspruch machen auf die kleine Prämie und das lange Leben, indes, gestatten Sie, daß ich die Zahl notiere.“

Später teilte mir ausgerechnet ein Schönschreiberlehrer mit, daß der Mensch, der regelmäßig seinen Vormitternachtschlaf einhalte, nach seinen statistischen Tabellen durchschnittlich 11,6 Jahre länger lebe als ein Nachmittagschlafesser. Auch das mußte wahr sein. Denn leben Sie, was hätte ein Schönschreiberlehrer für ein Interesse daran, Statistiken zu fälschen?

Nicht lange nachher erlas ich aus einer Biographie von Franklin, daß das regelmäßige Frühaufstehen durchschnittlich 13,801 Jahre der gewöhnlichen Lebensdauer auslebe. Da diese Differenz auf volle drei Dezimalstellen ausgerechnet war, war ein Zweifel nicht erlaubt.

Auf einem Plakat einer Milchpertriebsgesellschaft las ich dann im Fettdruck, daß der Genuß von Kaffee das Leben um 5, der von Joghurt dasselbe Leben um weitere 7,3 Jahre bedehne.

Daß das „Müllern“ (Mein System) dem Durchschnittsleben unter Brüdern 7,8 Jahre zulegt, ist zu allgemein bekannt, als daß ich es noch lange begründen müßte.

Neu war mir dagegen, was mir in der Thalyssa ein Professor mitteilte. Nämlich, daß die Vegetarier die Fleischer um volle 14,8 Jahre schlügen.

Ferner habe ich von dem Fabrikanten, wo ich früher meine Jägerhemden kaufte, einen Garantieschein, wonach das Tragen von Jägerhemden 3,8 Jahre an das Leben lebe.

Als ich alles dies erfahren hatte, war ich 43 Jahre. Ich hielt die Zeit für gekommen, um die Addition zu machen und erhielt die folgende Tabelle:

1. Heiraten verlängert das Leben um	10,5 Jahre
2. Nichtraucher leben länger um	12,3 „
3. Abstinenz verlängert unser Leben um	9,7 „
4. Der Vormitternachtschlaf desgleichen um	11,5 „
5. Das Frühaufstehen um	13,8 „
6. Kaffee und Joghurt um	12,3 „
7. Das „Müllern“ um	7,8 „
8. Das vegetarische Leben um	14,8 „
9. Das Tragen von Jägerhemden um	3,8 „

Erzielt zusammen 96,3 Jahre.

Ich legte die Tabelle dem statistischen Gesundheitsamte vor und erhielt die Nachricht: Es stimme. Nun bin ich aber kritisch von Natur. Ich nahm mir vor, die Probe aufs Exempel zu machen. Zu meinem Freunde Schlömilch ging ich. „Hör mal“, sagte ich, „du bist ein Freund von allem Fortschritt?“ — „Oh bitte“, sagte er mit Abwehr seiner linken Hand und quitierte dankend mit der rechten. — „Gut, hier ist eine Tabelle.“ — „Was enthält sie?“ — „Das Geheimnis eines gefunden und langen Lebens.“ — „Er warf einen Blick darauf und sagte: „It is famous! Gib her, das will ich gleich probieren.“ — Deswegen kam ich, lieber Schlömilch, du wirst der Wissenschaft den größten Dienst erweisen, wenn du danach leben würdest.“ — „Nachen wir!“ rief er begeistert, „also schön: Nicht rauchen, nicht trinken, nicht — hm, und du?“ — „Ja? Ich werde zur Kontrolle das Gegenteil von allem tun.“ — „Zur Kontrolle?“ — „Ja, damit herauskommt, wie viele Jahre du länger leben wirst als ich.“ — „Ausgezeichnet! — Aber sag mal, opfern tust du dich für die Wissenschaft?“ — „Ja, ich's aern.“ — „Ich nicht minder — weihst du, eigentlich mühtest wir das feiern im „Blauen Krokodil!“ — „Blaues Krokodil?“ — „Hm, das werde ich allein besorgen müssen, denn laut Tabelle, Absatz 1, verleiht du.“

Er sah unter 3 nach. Ich stellte fest, daß die Verlängerung seines Lebens bereits begann, sich in der Verlängerung seines Gesichtes ein wenig bemerktbar zu machen.

Aber zur Ehre meines Freundes Schlömilch sei's gesagt, er hielt sich von Stund an streng an die neunfältigen Lebensverlängerungstabellenvorschriften. Ebenso streng, wie ich mich an das Gegenteil. Und wir hätten beide sicher eine wertvolle Bereicherung der offiziellen Statistik durch den experimentellen Einsatz von Leib und Leben erzielt, wenn —

Ja, leben Sie, wenn nicht Freund Schlömilch anderthalb Jahre später gestorben wäre, ohne erkennbare Ursachen. Wir haben uns den Kopf zerbrochen, warum, weshalb, wieso? Wir brachten's nicht heraus. Mein Onkel sagt, an zu viel Gesundheit sei mein Freund gestorben. Zu viel Gesundheit reibe den Menschen äraer auf als gar keine Gesundheit.

Aber das ist Unsinn. Mein Onkel ist statistisch nicht gebildet. Er würde sonst wissen müssen, daß mein Freund Schlömilch laut amtlicher Statistik die verfluchte Pflicht und Schuligkeit gehabt hätte, hundertfiebendundachtzig Komma neun Jahre alt zu werden. Schade, schade, daß er vorher starb. Ich vermute: nur aus Schlampererei.

Der pünktliche Apotheker.

Von Wilko Brager.

Herr Blaustein stürzt in die Apotheke.

„Um Gottes willen, schnell etwas gegen Verstopfung. Aber es darf erst wirken, wenn ich zu Hause bin.“

Der Apotheker: „Wo wohnt der Herr?“

Am Bayrischen Platz.

Der Apotheker schüttet in ein Fläschchen drei Tropfen.

Und fragt weiter: „Wie hoch?“

Ich wohne drei Treppen.“

Der Apotheker schüttet noch drei Tropfen einer anderen Mixtur hinzu. Fragt weiter: „Vorderhaus oder Gartenhaus?“

Vorderhaus.“

Der Apotheker greift zu einer weiteren Tinktur und schüttet davon weitere drei Tropfen in Blausteins Fläschchen. Fragt weiter: „Haben Sie Zahritub?“

„Zawohl.“

Der Apotheker zieht noch drei andere Tropfen hinzu. Fragt weiter: „Wohnen Sie oben rechts oder links?“

Rechts.“

Der Apotheker zieht abermals drei andere Tropfen zu und meint: „Nehmen Sie das jetzt ein — wenn Sie zu Hause sind, wird es richtig wirken.“

„Andern Tages statet Blaustein seinen Dank ab: „Gott soll Sie süßen, Herr Apotheker! Sie hätten Ingenieur werden sollen! Es hat beinahe ganz richtig gewirkt — bis auf eine kleine Differenz von anderthalb Meter!“

Die Sorge.

Wie eine Spinne, grau und bager,

Schleicht nachts die Sorge um mein Lager.

Du kommst zu früh, ich bin noch jung!

Sie duckt sich tückisch, wie zum Sprung.

Und höhnt: „Du möchtest dich befehl'n

Von mir? — Ich will es dir verselb'n.

Vor hoffnungsstarker Phantasie

Entweiche ich, sie glaubt mir nie.

Noch trägt sie dich zum Himmelsäther.

Ich kehre wieder . . . später . . . später!“

Lotte Liebmänn.

Welt und Wissen

Die Sonne im Dienste der Bewässerung. Daß die Sonne durch ihre Wärmestrahlen die Feuchtigkeit aus der Erde saugt und so diese entwässert, ist eine Tatsache, die jedem geläufig ist. Aber die Sonne im Dienste der Bewässerung — das ist eine eigenartige und neue Vorstellung. Sie ist wirklich geworden durch die jetzt endlich erfolgreichen Versuche des Menschen, die Energie der Sonnenstrahlen für seine Zwecke nutzbar zu machen. Die Zahl solcher Sonnenmaschinen ist noch nicht groß, doch sind die mit ihnen erzielten Ergebnisse a. T. sehr gut. So befindet sich beispielsweise in der Nähe von Kairo eine Anlage, die die Energie der Sonnenstrahlen in Arbeit umsetzt und sie dann zur Bewässerung des Landes nutzbar macht. Die Anlage besteht aus fünf halbrunden, muldenförmigen Becken, die je 70 Meter lang sind und einen Durchmesser von 4—5 Meter haben. Auf der Innenseite sind sie mit Spiegeln belegt. Mit Hilfe dieser Mulden wird die Sonnenenergie aufgefangen. Röhren aus Eisenblech führen die aufgewärmte Luft durch das Becken hindurch, wobei Temperaturen bis zu 300 Grad erzielt werden. Der Dampf wird dann benutzt, eine Dampfmaschine anzukurbeln, die nun wieder ihre Energie in eine Kolbenpumpe weitergibt. Letztere entnimmt dem Nil in der Minute 27 300 Liter Wasser und es werden mit ihrer Hilfe täglich 2 100 000 Quadratmeter Landes bewässert.

Das rote Tsch und der Stier, das sind zwei Begriffe, die nach landläufiger Meinung unbedingt zusammengehören. Der englische Biologe Professor Stratton hat laut „Lancet“ aber nachgewiesen, daß das ein Irrtum ist. Er hat Versuche an Stieren und anderen wilden und zahmen Tieren unternommen, um festzustellen, welchen Eindruck die verschiedenen Farben machen. Während leuchtende und bunte Gegenstände die Aufmerksamkeit in gewissem Grade anregen, brachte Rot weder Wut noch auch irgend eine förderliche Bewegung hervor. Die Antworten von 66 fälschlicherweise Rinderbüchsen, die eingehend befragt wurden, bestätigten dieses negative Ergebnis.

Hygiene u. Heilkunde

Der Ursprung der Influenza. Die ungestüme Kraft, mit der die Influenza in raschem Siegeszuge die ganze Welt eroberte und Millionen von Menschenleben dahintrat, scheint gebrochen. Mit dieser Feststellung beginnt der hervorragende Forscher der Influenza, Geheimrat Pfeiffer in Breslau, seinen Bericht über neuere Forschungen zur Klärung des Ursprungs der Influenza, den er im neuen Heft der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ veröffentlicht. Pfeiffer war es, der 1891 die von ihm entdeckten Influenzabazillen als die Erreger der Seuche aufnahm. Die große Epidemie, die 1918 begann und die nun wohl ihr Ende erreicht haben dürfte, hat eine ungeheure Summe wissenschaftlicher Arbeit über diese Frage gebracht. Als ihr Ergebnis steht fest, daß der Influenzabazillus mit größter Regelmäßigkeit auf der ganzen Welt bei Influenzafällen gefunden wurde, und daß ihm zweifellos eine wesentliche Rolle für die Schwere und den Verlauf der Grippeerkrankung zuzuschreiben ist. Aber es ist nicht gelungen, mit den Kulturen der Influenzabazillen beim Menschen mit einer gewissen Regelmäßigkeit typische Influenza zu erzeugen. Wir müssen, so schließt Pfeiffer, zugeben, daß die moderne Bakteriologie mit all ihren neuen Methoden eine einwandfreie Lösung des Influenzaproblems noch nicht geleistet hat. Sein Standpunkt, wonach die von ihm 1891 gefundenen feinen Bazillen als der ursprüngliche Erreger der Influenza zu betrachten sind, entspricht nach Pfeiffers Meinung zurzeit immer noch den Erfahrungen aus der letzten Epidemie.

Frühzeitige Operation heißt sicher den Krebs. Zu der viel erörterten Frage über die Heilung des Krebses hat soeben vor einer Versammlung des Verbandes der Wissenschaftler der Universität Leeds Sir Bertalan Moynihan, der berühmteste der englischen Chirurgen, das Wort ergriffen. Seine Ausführungen verdienen schon wegen der hervorragenden Stellung, die Sir Bertalan Moynihan in der medizinischen Welt einnimmt, Beachtung. Er gilt insbesondere als Weltautorität in allen Fragen der Unterleibs-Operationen, und seine Klinik wird zu Studienzwecken von Ärzten aus aller Herren Ländern besucht. „Nichts ist wichtiger“, führte der große Londoner Chirurg aus, „als die Tatsache, daß der Krebs, was immer auch seine geheimnisvolle Ursache ist, beim ersten Auftreten als örtliche Erkrankung anzusehen ist, daß er für längere oder kürzere Zeit eine lokale Erscheinung bleibt, und daß er, wenn er in einem früheren Stadium eine operative Behandlung erfährt, vollständig und für alle Zeiten entwirrt werden kann. Die unendliche Schwierigkeit besteht nur darin, an den Krebs rechtzeitig heranzukommen, so lange der Krebs noch in seinem lokalen Entwicklungsstadium begriffen ist. Man muß es den Leuten einbämmern, daß der Krebs nicht, wie man allgemein annimmt, eine Krankheit ist, deren fatalen Folgen man nicht entgehen kann. Wir Ärzte müssen die Wahrheit in die Welt hinausbringen, daß, abgesehen von wenigen Ausnahmen, bei allen krebsartigen Leiden eine frühe

Operation nicht die geringste Gefahr bedeutet, daß man durch sie mit aller Sicherheit vielmehr eine dauernde Sicherung gegen einen Rückfall erwerben kann.“

Wie unser Auge geschützt ist. Unser Auge ist ein so kunstvoll gebauter Apparat, daß er durch die geringsten äußeren Schädigungen in Unordnung gebracht wird. Die Natur aber hat in wunderbarer Weise durch die mannigfaltigsten Vorrichtungen für den Schutz des Auges gesorgt. Über diesen Augenschutz bei den verschiedenen Menschenrassen berichtet Professor Adolf Bastler in einem Aufsatz der in Frankfurt a. M. erscheinenden „Umschau“. Unter den Schutteinrichtungen sind an erster Stelle die Augenbrauen zu erwähnen, die dazu dienen, von oben herabfallenden Staub vom Auge fernzuhalten. Wenn die Behaarung der Augenbrauen bei den Urzeitmenschen der stark ausgebildeten moderneren Unterlage entsprach, dann müssen sie dem Augapfel einen noch viel besseren Schutz gewährt haben, als dies bei den meisten jetzt lebenden Rassen der Fall ist. Außer den Augenbrauen schützen auch die oberen Augenlider und die Wimpern den freien Teil des Augapfels vor Staub. Noch viel wichtiger aber ist die optische Bedeutung der Augenwimpern. Diese besteht in einer Blendenvirkung, die sich für die untere Hälfte der Netzhaut stärker bemerkbar macht als für die obere und damit eine Verdunkelung der oberen Gesichtshälfte zur Folge hat. Wenn man im Freien ohne Kopfbedeckung nach einem Gegenstand in der Nähe des Horizontes sieht, dann erkennt man das Objekt bisweilen nur unvollkommen. Das kommt daher, daß zu viele Strahlen vom Himmel her in das Auge dringen und so das Netzhautbild des verhältnismäßig lichtschwachen Gegenstandes verwischen. Die Gegenstände würden wir noch undeutlicher sehen, wenn wir nicht die oberen Augenwimpern besäßen, die die oberen Augenlider gegen solche Strahlen schützen. Die Augenlider und Augenbrauen wirken im allgemeinen abblendend, und man kann diese Wirkung noch künstlich dadurch erhöhen, daß man die Hand wagemutig über die Augen legt, wie man das ja ganz instinktiv tut, wenn man bei hellem Wetter in die Ferne sieht. Bei den einzelnen Rassen ist nicht nur die Größe und Dichte der Augenbrauen, sondern auch die Form des Augenlides sehr verschieden, und noch größer sind die Abweichungen in der Länge der Wimperhaare. Die Naturvölker z. B. haben besonders lange Wimpern, und da sie ja gezwungen sind, viel in die Ferne zu sehen, so ist das für sie von Vorteil.

Gesellschaft u. Mode

Die Wiederenthüllung des Ohres. Das Ohr ist unter den Schönheiten der Frau stets etwas vernachlässigt worden, und dem Reichtum an Gedichten auf die Augen, die Hände, die Füße, auf Mund und Nase des schönsten Geschlechts lassen sich verhältnismäßig wenig Hymnen auf das Ohr zur Seite stellen. Das kommt zum nicht geringen Teil daher, daß die Haarmoden vielfach das Ohr der Dame dem bewundernden Blick entziehen. Eine solche „ohrlose“ Mode ist uns seit längerer Zeit bekannt gewesen. Aber nun soll auch dieser so lange verborgene, dabei doch so nützliche und wichtige Körperteil, der zudem ganz entzückend aussehen kann, vor dem Licht des Tages wieder enthüllt werden. Der erste Vorbote dieser Neu-entdeckung des Ohres war die Wiederkehr des Ohrringes, die schon vor einiger Zeit stattfand. Die Ohrringe sind seitdem immer länger und länger geworden, sind 9—10 Zoll lang, baumeln bis auf die Schultern und haben den Wunsch erregt, auch feststellen zu können, woran eigentlich diese kostbaren Gebänge befestigt sind. So begann also das Ohrläppchen distret und neugierig zugleich aus den Haaren hervorzukommen, und je höher die Seitenfrisur heraufgenommen wird, desto mehr wird vom Ohre freigelegt, so daß nun noch ein Schritt war bis zur völligen Enthüllung des Gehörorgans. Dieser Schritt ist nun von den Pariser Coiffeuren getan worden, die den Damen, die sich ihr Haar wieder wachsen lassen wollen, eine Frisur darbieten, bei der das Haar in gedrehten Locken auf die Schultern herabfällt. Diese Locken werden aber erst hinter dem Ohr angebracht und das Ohr selbst mit dem Schmuck des großen Ohrringes liegt vollkommen entblößt. Die Enthüllung des Ohres legt aber der Dame auch die Notwendigkeit nahe, der Schönheit dieses Körperteils mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden als bisher. So hat sich denn soeben eine eifrige Schönheitspflege des Ohres entwickelt. „Damen, die ihre Ohren verschönern haben wollen, erscheinen jetzt häufig, seitdem das Ohr wieder zu sehen ist“, erzählt der Inhaber eines bekannten Pariser Schönheitssalons. „Ein schönes Ohr braucht nicht immer die kleine Muschelform zu haben, sondern es gibt auch große Ohren, die schön sind, wenn sie nur eine gute und harmonische Form aufweisen. Durch zweckmäßige Behandlung kann man sehr viel zur Verschönerung des Ohres beitragen.“

Was ist die Arbeit der Hausfrau wert? Eine amerikanische Zeitung hat an ihre Leser die folgende Frage gerichtet: „Was ist die Arbeit einer Hausfrau wert?“ Unter den eingelaufenen Antworten war auch die einer Frau, die dreißig Jahre verheiratet ist. „Ich habe während dieser Zeit“, so schreibt sie, „23 425 Portionen Essen zubereitet, 33 195 Laibe Brot und 5630 große Weizenbrote gebacken und 1550 Liter Fruchtlast hergestellt. In meinem Dühnerhof habe ich 76 630 Küken aufgezogen und habe 2725 Kilogramm Butter gemacht. Diese Arbeit, meine ich, ist 50 000 Dollar wert.“